

Noch immer werden Museen oft als Bildungseinrichtungen betrachtet, die zwar Interessantes und Wissenswertes vermitteln, jedoch nicht immer auf interessante oder gar amüsante Art. Viele kennen diese Institution als sterilen, ruhigen Ort, an dem man sich nur flüsternd unterhält und wo man „nichts anfassen darf“, wie Kinder es oft ausdrücken. Doch sind dies längst überholte Bilder vergangener Jahrzehnte. Die Verantwortlichen vieler Museen sehen ihr Haus inzwischen als Kommunikationszentrum, in dem man sich trifft, um aus der historischen Entwicklung heraus Phänomene der Gegenwart zu verstehen.

Ein sehr wichtiges Publikum sind dabei die Kinder. Leicht und spielerisch sollen seit einigen Jahren auch die Jüngeren Erkenntnisse und Erfahrungen aus unserer Geschichte ziehen. Dies ist um so wichtiger, als weder in allen Schulen noch in vielen Familien auf fundierte Geschichtskennntnisse großer Wert gelegt wird.

So zeigt zum Beispiel das Frankfurter Kindermuseum, eine Abteilung des Historischen Museums, seit Ende vergangenen Jahres die



Die Kantbüste von Hagemann galt lange Jahre als verschollen. Foto aus „Mühlpfordt: Königsberger Skulpturen und ihre Meister 1255—1945“

Museum als Kommunikationszentrum

Durch spielerisches Nachvollziehen soll auch Kindern Geschichte und Kultur vermittelt werden

Ausstellung „Anno Kindermal“. Zwergenhohe Gänge verbinden die einzelnen, illustrierten Stationen im Leben von sechs Kindern, die 1780 in die verschiedenen Stände, aus denen die Gesellschaft damals bestand, hineingeboren wurden. Gleichzeitig wird dieser kindliche Lebenslauf durch Fotomontagen konsequent bis in die Gegenwart weitergeführt. Die jungen Besucher erfahren hier also, wie es ihresgleichen damals erging und wie ihr Weg im Wandel der Zeit und unter Berücksichtigung geschichtlicher Ereignisse verlief oder bis zur Gegenwart hätte verlaufen können.

Auch die Museen der Stadt Köln versuchen bereits seit Jahren, ihre Häuser und wertvollen Ausstellungen für Kinder attraktiver zu gestalten. Bereits 1974 erschien der Kinderkatalog des Wallraf-Richartz-Museums „Mein Museumsbuch“. Im Beispiel von Christof, Bettina und Claudia wird hier den Kindern ein möglicher Gang durchs Museum gezeigt, den sie auch ohne Begleitung von Lehrern oder Eltern unternehmen können. Zahlreiche Ausstellungen sind außerdem verbunden mit Mal- und Werkkursen, in denen die jungen Besucher ihre Eindrücke spielerisch verarbeiten und darstellen.

Immer häufiger hört man von derartigen Aktionen bundesdeutscher Museen. Wie sehr dieses Angebot jedoch auch von den Kindern wirklich genutzt wird, ist dabei erstaunlich. Nicht nur die ausgewogenen Ferienprogramme, sondern auch andere, Ausstellungen begleitende Kurse sind zum Beispiel in Hamburg fast überfüllt. Aus dem ursprünglich kleinen Team „Gespräche in Hamburger Museen“ wurde inzwischen der mit acht hauptamtlichen und dreißig freien Mitarbeitern besetzte „Museumspädagogische Dienst“. Sein Ziel ist, jüngeren und älteren Besuchern Spaß und Freude an einem Museumsbesuch zu vermitteln und ihn zu einem Erlebnis werden zu lassen, der zum Wiederkommen einlädt. Gesprächsleiter, die als Vermittler zwischen Objekt und Gruppe gelten, sollen nicht nur Wissen vertiefen, sondern besonders zum Dialog anregen. So können dann auch weniger „Museums-Erfahrene“ Sachverhalte und Zusammenhänge besser erkennen.

Geht man zum Beispiel in das Hamburger

Museum für Kunst und Gewerbe, ist man zunächst erstaunt über die vielen lachenden und spielenden Kinder. Nichts ist übriggeblieben von dem sterilen Aufbau kunst- und kulturhistorischer Wertgegenstände alter Museen. Spielerisch leicht und lebensnah wird hier das Gesehene in Szene gesetzt. Nach der theoretischen Beschäftigung mit der Herstellung und Verwendung von Trinkgefäßen zum Beispiel erhalten Kinder die Möglichkeit, einen Tonbecher nach Gesichtspunkten der optimalen Benutzbarkeit, der Ästhetik und der Individualität selbst zu fertigen. Die auf Portraitstatuen, Büsten, Medaillen, Gebrauchs- und Ziergegenstände der Antike bis zur Gegenwart dargestellten Personen wird später von den Kindern pantomimisch nachvollzogen und auf Bild- oder Filmmaterial festgehalten. Ein umfangreicher Fundus ermöglicht es, sich nach Art der auf den Kunstgegenständen dargestellten Personen zu verkleiden und, soweit die Phantasie des einzelnen es ermöglicht, zu sprechen und zu agieren. Es entstehen Rollen- und Imitationsspiele, die von den zuschauenden Gruppenmitgliedern kritisch verfolgt werden.

Solche und ähnliche Angebote sind ausgezeichnet dazu geeignet, den Kindern die oft vom Elternhaus mitgegebene Scheu vor dem Museum zu nehmen und so diese öffentliche Einrichtung zum beliebten Spiel- und Lernort werden zu lassen.

Elke Lange



Kinder im Museum: Das Historische Museum in Frankfurt/Main gibt den kleinen Gästen die Möglichkeit, die Ausstellungs-Stücke zu durchwandern. Foto Ap

„Auf dem Urgrund der Heimat“

Vor 80 Jahren wurde der Komponist Herbert Brust geboren

Der Heimat Rauch ist leuchtender als fremdes Feuer.“ Dieses schöne und vielsagende Wort konnte man über dem Eingang des Hauses von Professor Herbert Brust in Neukuhren lesen. Hier im samländischen Neukuhren wohnte das Ehepaar Herbert und Edith Brust viele Jahre. Die Schriftstellerin, Margarete Kudnig, schrieb einmal über Brust im Zusammenhang mit diesem Haus: „Ob er geahnt hat, daß er dies Haus mit der reichen Sammlung von alten Instrumenten, mit seinen vielen Aquarien, mit einer Reihe eigener stimmungsvoller Landschaftsbilder, mit einem Garten voll von fremdartigen Blumen und Sträuchern, und vor allem mit einem Schatz kostbarer Manuskripte, ob er es geahnt hat, daß er dies alles nie wiedersehen sollte?“

Herbert Brust, der später als Komponist des Ostpreußenliedes „Land der dunklen Wälder“ wohl am bekanntesten geworden ist, wurde am 17. April 1900 in Königsberg geboren. Sein Geburtshaus stand am Schloßthalle, just an der Stelle, wo später die Stadthalle erbaut wurde, in deren Konzertsälen später auch Werke von ihm zur Aufführung kamen. Ein Jahr später zogen die Eltern, ein Kaufmannslehrling, in ein schönes Patrizierhaus in der Magisterstraße, ganz nahe am Pregel, wo er schon als kleiner Junge mit dem Holzteegeruch der Keitelkähne aufwuchs. Das musikalische Talent des Jungen machte sich früh bemerkbar. Vierzehn Jahre war er erst alt, als seine instrumentale Liebe sich schon der Orgel zuwandte. In Walter Eschenbach, Kirchenmusikdirektor und Domorganist, fand er einen verständnisvollen Lehrer und großzügigen Förderer. Von 1919 bis 1922 studierte Brust an der Berliner Hochschule für Musik unter den Professoren Fischer und Koch. Nach Abschluß der Meisterklasse für Komposition und des Examens ging er nach Königsberg zurück, und zwar als freischaffender Künstler und Mitarbeiter des Ostmarken-Rundfunks. Hier entstanden bald darauf seine Bläser- und Kammermusiken, die „Funkhaus-Weihe-Kantate“, die Oratorien „Das große Totenspiel“ und „Ostpreußenland“ mit dem Schlußchor „Land der dunklen Wälder“. Es waren Jahre des glücklichen Schaffens.

Im Frühjahr 1941 wurde Herbert Brust zur Wehrmacht eingezogen und mußte bis 1945 schwere Zeiten durchmachen. In Schiffdorf bei Bremerhaven gründeten die Brusts dann schließlich eine neue Existenz. An der Schiffdorfer Kirche konnte er bald darauf die Stelle des Organisten übernehmen und später am Wilhelm-Raabe-Gymnasium, dann am Humboldt-Gymnasium, Musikunterricht erteilen sowie die Schulorchester und Schulchöre leiten. Auch die Rundfunksender übertrugen wieder Werke von Brust. Es gab etliche Konzertaufführungen.

Der Rezensent einer Bremerhavener Zeitung, Werner Steinmeier, schrieb einmal zu einem Konzert mit Werken von Herbert Brust: „Brust's moderne, doch keineswegs atonale Tonsprache fußt bei aller formalen und harmonischen Akkordik gefühlsmäßig auf dem Urgrund der Heimat, das gibt ihr die Kraft des Ausdrucks und die schwermütige Stimmungsstärke.“

Nach seiner Pensionierung im Jahre 1965 wurde die Widerstandskraft des Komponisten zunehmend schwächer. Schwere Kreislaufstörungen machten ihm zu schaffen. Nach dem Auf und Ab der letzten Jahre hauchte er am 26. Juni 1968 sein Leben aus.

Das hübsche Haus „Auf den Jaden 21“ in Bremerhaven hatte ich vor vielen Jahren besucht, wo Frau Edith Brust, heute inzwischen auch schon verstorben, eine gütige und aufmerksame Gastgeberin war. Es war ein schönes helles und freundliches Haus, in dem der Komponist sich wohlfühlen konnte und nach dem Kriege noch eine ganze Reihe von Werken zu Papier brachte. Die Opus-Zahl ‚96‘ zeigt das reiche Schaffen des Komponisten Herbert Brust auf. Einiges aus seinem Werksverzeichnis sollte an dieser Stelle einmal genannt werden. Da gibt es eine „Konzentrische Musik für Violine und Klavier“ (op.4), eine „Bratschenmusik“ (op.8), eine „Ostpreußenouvertüre für großes Orchester“ (op.14), eine „Totenfeier für vier Violincelli“ (op.21), eine „Ballade für Saxophon und Klavier“ (op.31), einen „Gottlobesang von Masuren, für Orchester und Soli“ (op.42), eine Musik zum Hörspiel „Im Hause Simon Dachs“ (op.50), das „Bernstein-Oratorium vom deutschen Golde“ (op.59), die „Vier Gottessprüche für Bariton und Orgel“ (op.74), eine „Kantate zum Abschluß der Schulzeit, Bremerhaven“ (op.85) und schließlich „Drei Gesänge auf Texte von Agnes Miegel“ (op.96).

Es ist eine Fülle, was Herbert Brust zu Papier brachte und aufführen konnte. Im Grunde seines Herzens war er wohl der Kirchenmusik zugetan, die Orgel war ja auch sein Lieblingsinstrument, und zeitlebens hatte er sich der Musica sacra verschrieben. So ist es kein Wunder, daß das wunderbare Lied vom „Land der dunklen Wälder“, das ihn überall bekannt machte, diese feierlichen choralartigen Züge aufweist, die soviel melodische Innerlichkeit ausstrahlen. Dieser stille, feinsinnige und bescheidene Mann gehört zu den größten Komponisten der Gegenwart, die unsere Heimatprovinz noch aussenden konnte. In vielen Teilen seiner Musik ist der Hauch des Landes zwischen Memel und Weichsel, so wie er es empfunden hatte, noch spürbar. So dürfen wir wohl mit Dankbarkeit seines 80. Geburtstages gedenken und das Lied seines Lebens, wo über weite Felder noch lichte Wunder geh'n, in uns erklingen lassen.

Gerhard Staff

Doch noch Zeugen aus deutscher Zeit

Hagemanns Kantbüste im „Kaliningrader“ Kant-Museum

Im Jahre 1801 reiste Carl Gottfried Hagemann im Auftrag Schadows nach Königsberg, um, wie Scheffner berichtet, „den alten Philosophen zum Behuf der Marmorbüste zu modellieren“ (zit. nach Clasen, Kantbildnisse, 1924). Hagemann fertigte nach dem in Königsberg geschaffenen Tonmodell zwei Marmorbüsten an: die eine von ihnen befindet sich noch heute in der Hamburger Kunsthalle, die andere Büste, die für Königsberg bestimmt war, stand, nachdem sie einige Male innerhalb der Stadt den Platz gewechselt hatte, bis zur Zerbombung der Universität im Senatszimmer des Stülerischen Gebäudes. Glücklicherweise „fand der pflichttreue in Königsberg gebliebene Chirurg, Professor Dr. Oskar Ehrhardt, diese Büste im Schutt der Universität. Nur ein kleines Stück der Nasenspitze fehlte. E. bewahrte die Büste in seinem Zimmer im St.-Elisabethenkrankenhaus auf, bis zu seinem plötzlichen Abtransport 1948“ (Mühlpfordt, Königsberger Skulpturen, 1970). Seither galt ihr Schicksal als „unbekannt“, doch schloß auch Mühlpfordt nicht aus, daß sie „möglicherweise erhalten“ sei.

Der Vermutung, die Hagemannsche Büste befinde sich noch immer (bzw. wieder) in Königsberg, gab Helmut Peitsch neuerlich wieder Nahrung, als er im Zusammenhang mit der Beschreibung des von den Sowjets 1974 in „Kaliningrad“ eingerichteten Kant-Museums die Nachricht referierte, im Kant-Museum befinde sich eine Kantbüste, bei der „es sich „sehr wahrscheinlich“ um das Originalwerk von Gottfried Hagemann“ handle (Peitsch, „Wir kommen aus Königsberg“, 1979). Daß es sich tatsächlich um die wertvolle Hagemannsche Büste (zumindest aber um eine geglückte Kopie) handelt, dürfte aufgrund von Fotos, die der Verfasser dieses Artikels direkt vom jetzigen Vorsitzenden des Königsberger Museumsrates, D.M. Grinshin, erhalten hat, sicher sein. Die Fotos zeigen die Büste in einer Glasvitrine; noch vorhandene oder restaur-

rierte Schadstellen sind nicht zu erkennen. Ebenso wenig ist von ihnen etwas auf der fotografisch scharfen Abbildung der Büste auf dem Umschlag der broschierten Ausgabe der 1976 in Königsberg erschienenen Kantmonographie von Grinshin-Michailov-Prokopjev zu sehen. Endgültiges über die Originalität der ausgestellten Büste läßt sich selbstverständlich erst sagen, wenn sie unmittelbar besichtigt werden konnte, doch gibt es keine ernst zu nehmenden Gründe, die Zweifel an der Echtheit des Kunstwerkes nahelegen.

Somit ist die alte Befürchtung, in Königsberg zeuge aus der deutschen Zeit nur noch die Grabstätte an der Domruine von Kant, nicht mehr haltbar. Ob das Wiederauftauchen der Hagemannschen Büste es erlaubt, auf weitere Altkönigsberger Kantiana zu hoffen? Nachdem bereits vor einigen Jahren in Thorn Kantiana aus der ehemaligen Königsberger Staats- und Universitätsbibliothek entdeckt wurden, sollte man nicht ganz pessimistisch sein. Peitschs Bildband widerlegt freilich eine der Vermutungen, es befänden sich noch weitere Altkönigsberger Kantiana in der Stadt: die von Gause und Mühlpfordt erwähnten Gerüchte, der Sockel des Rauchschen Denkmals trage eine Thälmannbüste auf dem ehemaligen Bismarckplatz in Marauenhof, werden durch das Foto auf S. 39 von Peitschs Buch hinfällig. Wo der Sockel verblieben ist, ob er überhaupt noch erhalten ist, ist vorerst genauso dunkel wie der Verbleib der Rauchschen Figur, die man — ohne jegliche Anhaltspunkte — in einem Moskauer Museum vermutete.

Da die Russen Meister in Überraschungen aller Art sind, darf der Verehrer Kants und der Liebhaber der Stadt Königsberg sicher ab und zu davon träumen, sie könnten sich einfallen lassen, gleichsam über Nacht Dinge wieder an den Platz zu stellen, an den sie rechtmäßig — wenn auch nicht unter den rechtmäßigen Erben — gehören.

Rudolf Malter